5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Ebitzergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion u. Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprechanschlüsse: 312, 1218. 1353. 423. Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 54 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Karl Bach in Halle a/S.

Nummer 12 — Halle, Donnerstag den 13. Januar — 1916

Besetzung Korfus durch die Franzosen.

Der Vormarsch auf Cetinje. — Schwere Verluste der Italiener und Franzosen. — Sperrung der russisch-rumänischen Grenze.

Der amtliche österreichische Heeresbericht.

(W. T. B.) Wien, 12. Januar. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz:

Das Schlachtfeld an der bessarabischen Grenze bildete auch gestern wieder den Schauplatz erbitterter Kämpfe. Kurz nach Mittag begann der Feind unsere Stellungen mit Artilleriefeuer zu überschütten. Drei Stunden später setzte er den ersten Infanterieangriff an. Fünfmal hintereinander und um 10 Uhr abends das letzte Mal versuchten seine tief gegliederten Angriffskolonnen in unsere Linien einzubrechen. Immer war es vergebens. Unterstützt von der gräßlich wirkenden Artillerie schlugen die tapferen Verteidiger alle Angriffe ab. Der Rückzug des Gegners wurde mitunter zur regellosen Flucht. Seine Verluste sind groß. Vor einem Bataillonsabschnitt liegen 800 tote Russen. Die nordmährischen Infanterie-Regimenter Nr. 30 und 307 haben sich besonders hervorgetan.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert. In den Abschnitten von Riva, Flitsch und Tolmein, sowie vor dem Görzer Brückenkopf war die Tätigkeit der Artillerie stellenweise wieder lebhafter. Vor dem Südteil des Tolmeiner Brückenkopfes wurde ein feindlicher Angriffsversuch abgewiesen.

Im Görzischen belegten unsere Flieger italienische Lager mit Bomben.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Unsere Offensive gegen die Montenegriner schreitet erfolgreich vorwärts.

Eine Kolonne hat unter Kämpfen die Höhen westlich und nordwestlich von Budua, eine andere den 1560 Meter hohen Babjak, südwestlich von Cetinje, genommen. Die über den Lovcen vordringenden k. und k. Truppen treiben den Feind über Njeguci zurück. Auch die östlich von Drahavac jenseits der Grenze emporragenden Höhen sind in unserem Besitz.

Die gegen Grahovo entsandten Streitkräfte haben sich nach 70stündigem Kampf der Felsenhöhen südöstlich und nordwestlich von diesem Ort bemächtigt.

Die Zahl der nach gestriger Meldung an der montenegrinischen Südwestgrenze erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf 42.

Im Nordostwinkel Montenegros wurden nun auch die Höhen südlich von Berane erstürmt. Oesterreichisch-ungarische Abteilungen vertrieben im Verein mit Albanern die Reste serbischer Truppenverbände aus Dugsin, westlich von Ipek.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Ereignisse zur See.

Am 11. Januar vormittags hat ein Geschwader von Seeflugzeugen in Rimini die Munitions- und die Schwefelfabrik, Bahnhof und Abwehrartillerie mit verheerendem Erfolg mit Bomben belegt. Trotz des heftigen Feuers mehrerer Abwehrgeschütze sind alle Flugzeuge unbeschädigt zurückgekehrt.

Flottenkommando.

•

(W. T. B.) Cetinje, 12. Januar. In dem amtlichen Bericht heißt es: Wir warfen den Feind mit schweren Verlusten in der Gegend von Berane und in der Richtung auf Rugova zurück. An der herzegowinischen Front wiesen wir alle Vorstöße zurück. Wir eroberten die Stellung bei Kouk, wo wir uns aber nicht behaupteten. Der Kampf wird mit Erbitterung fortgesetzt.

Besetzung Korfus durch die Franzosen.

(W. T. B.) Athen, 12. Januar. (Wiener Korr.-Bureau.) Eine französische Abteilung landete auf Korfu, deren Befehlshaber den Präfekten aufforderte, gegen die Okkupation der Insel keinen Widerstand zu leisten. Die Abteilung hißte die französische Fahne, besetzte das Achilleion und die Telegraphenstation und nahm die Kaserne in Beschlag. Viele Polizisten aus Marseille, die in Korfu eintrafen, entwickeln in der Stadt lebhafte Tätigkeit.

(W. T. B.) Athen, 12. Januar. (Agence Havas.) In einer von den Gesandten der Alliierten gestern der griechischen Regierung übermittelten Note heißt es: Die Regierungen der Alliierten halten es für eine Pflicht der Menschlichkeit, einen Teil der serbischen Armee auf einen der albanischen Küste benachbarten Punkt hinüberzuschaffen, um ihn vor Hungersnot und Vernichtung zu bewahren. Die alliierten Regierungen erkannten, daß nur die Insel Korfu die notwendigen Möglichkeiten bietet. Griechenland werde sich nicht der Ueberführung der Serben, seiner Verbündeten, widersetzen, die nur kurze Zeit auf der Insel bleiben würden. Es handle sich um keine Art von Besetzung, wofür alle Garantien gegeben worden seien.

•

Schwere Verluste der Italiener und Franzosen.

Wien, 12. Januar. Der „Abend" veröffentlicht eine Drahtung aus Genf, die besagt, die Verluste des italienischen Heeres an der österreichischen Front betrugen bis zum 1. Dezember 600 000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten. Das sind also ein Drittel der gesamten Mannschaften. (D. Tgs.-Ztg.)

Genf, 12. Januar. Die Schweizer Presse veröffentlicht nachstehende Drahtung aus Paris: Die Verluste der französischen Armee auf Gallipoli werden in der Kammer mit ⅔ der gelandeten Truppen angegeben. (D. Tgs.-Ztg.)

•

Sperrung der russisch-rumänischen Grenze.

(W. T. B.) Budapest, 12. Januar. Die russisch-rumänische Grenze wurde nunmehr zum zweiten Male gesperrt. Der gesamte Post- und Telegraphen-Verkehr ist eingestellt. Die Bukarester russophilen Blätter melden, daß die eigentliche russische Offensive erst jetzt beginnen werde. (Berl. Lok.-Anz.)

Versenkt.

(W. T. B.) Hull, 12. Januar. (Reuter). Der Dampfer „Cappho" der Wilsonlinie wurde aufgegeben. Ueber die Besatzung hat man keine bestimmten Nachrichten. Der Dampfer „Traquir" wurde versenkt. Alle Personen an Bord wurden gerettet.

Die Erstürmung des Lovcen.

K. u. k. Kriegspressequartier, 12. Januar. Die siegreichen Truppen des Generals Koeveß haben den Lovcen bezwungen, jene natürliche und militärisch seit Jahren ausgebaute Stellung, die in der Welt der Entente für uneinnehmbar gehalten wurde. Nach wochenlanger eifrigster Vorbereitung, die namentlich der schweren Artillerie einen tadellos arbeitenden Munitionsnachschub schaffen mußte, begann vor einigen Tagen der Angriff auf den Lovcen. Die Truppen des Generals von Koeveß, die schon manche große Aufgabe siegreich bewältigten, haben diesmal ihr Meisterstück geliefert. Die Eroberung des Lovcen gehört zu den gewaltigsten Leistungen dieses Krieges und stellt einen Triumph unserer artilleristischen Ueberlegenheit dar, die im Zusammenwirken mit unserer sturmerprobten Infanterie das unmöglich Geglaubte möglich machte. Der operierten Heeresleitung freilich dürfte die Eroberung des Lovcen nicht überraschend gekommen sein. Sie bildete das Endergebnis eines wohlerwogenen bis in die letzte Einzelheit ausgearbeiteten Angriffsplanes. Unserer Armeeleitung war die Stärke der montenegrinischen Befestigungen genau bekannt, und sie wußte auch, daß in letzter Zeit ein weiterer artilleristischer Ausbau des 1767 Meter hohen Berges vorgenommen wurde. Dennoch stand die Ueberlegenheit unserer Artillerie außer allem Zweifel, und die Sturmkraft unserer Truppen, die mit den Ausschlag gab, ließ das Gelingen des großen Unternehmens als unbedingt sicher erscheinen. Nachdem in der letzten Woche alle Vorbereitungen beendigt waren, nahm die planmäßige Beschießung, die der langsam und vorsichtig vorrückenden Infanterie den Weg bahnen sollte, ihren Anfang. Von zwei Seiten erklomm die Infanterie die Straße zum Lovcenpaß. Im Norden ging es über die Höhen von Krstac, die genommen wurden; südlich von Cattaro wurde die Vorrückung über den Solar durchgeführt, der am Sonnabend im Sturm erobert wurde. In einer Höhe von 1300 Meter hatten die Montenegriner hier eine starke Stellung, die unsere Truppen nach mehrstündigem Nahkampf in Besitz nahmen. Die Wirkung unserer schweren und schwersten Artillerie, wie der sie unterstützend feuernden Schiffsartillerie mehrerer Einheiten war schon nach der ersten Stunde der Beschießung außerordentlich. Drei Tage währte der Ansitieg über die Bergwände des Lovcen, der zu den schwierigsten Leistungen der Truppen gezählt werden muß. Gleichzeitig mit Beendigung der Artillerievorbereitung waren unsere Schwarmlinien von Krstac und Solar her vor der montenegrinischen Hauptstellung angelangt, und der Sturm wurde befohlen. Die Montenegriner leisteten noch verzweifelten Widerstand. In wütenden Handgemenge besetzte die Infanterie die Kuppe des Lovcen. Viele Geschütze fielen in unsere Hand, darunter einige völlig unversehrte schwere Mörser, die wir sofort gegen den Feind verwenden. (Lok.-Anz.)

Die zehntägige Schlacht in Galizien und Bessarabien.

Petersburger Blätter besprechen die Offensive des russischen Heeres in Galizien und an der bessarabischen Grenze und stellen fest, daß eine Entscheidung in der bisher zehntägigen Schlacht, die von Buczacz bis Zaleszczki reicht, noch nicht eingetreten worden ist. Wenn die amtlichen russischen Meldungen auch nur in äußerst knappen Sätzen von den Ereignissen dort unten sprechen, so haben doch in den letzten Tagen dort Kämpfe stattgefunden, die für den Angreifer wie für den Verteidiger gleich aufreibend und furchtbar waren. Zurzeit ist eine Kampfpause eingetreten, d. h. die Kämpfe haben sich gegenüber der Wucht der Angriffe der letzten Tage etwas abgeschwächt. Das russische Armeeoberkommando sei jetzt bestrebt, der „Vorbereitung" die sichtbare Auswirkung der Offensive folgen zu lassen. Deshalb müssen die Truppen von den ungeheuren Strapazen etwas ausruhen und Ersatz und neue Kampfformationen herangezogen werden. Die Kämpfe werden unmittelbar wieder in größtem Umfange aufgenommen werden. Die Schwierigkeiten eines Durchbruches seien überaus groß und jeder Schritt Boden koste härteste Mühe und Opfer. Im „Rußkij Inwalid" hofft ein militärischer Fachschriftsteller, daß diese neue russische Offensive auch den Serben besonders mittelbar zugute komme. Der Druck, den die Deutschen Osterreicher und Bulgaren in letzter Zeit besonders auf Montenegro und Albanien ausübten, begann die Reorganisation des serbischen Heeres in Montenegro und Albanien ernstlich zu gefährden. Nachdem durch die russische Offensive starke feindliche Kräfte vom Balkan abgezogen wurden, werden die Serben mehr Sicherheit und Ruhe haben. Selbst wenn die Iwanowsche Offensive nicht das eigentliche strategische Ziel erreichen würde, so würde sie doch immerhin das Prestige Rußlands in Serbien und Montenegro fördern, und dem gemeinsamen Plane würde durch sie ein besonders hoch zu bewertender Dienst geleistet. Eine nicht bis nach Czernowitz dringende Offensive würde, wie hierzu in politischen Petersburger Kreisen gesprochen wird, auf Rumänien im höchsten Grade ungünstig wirken. — General Pau traf aus dem Hauptquartier wieder in Petersburg ein. Er hatte längere Unterredungen mit dem Kriegsminister. (Nat.-Ztg.)

Czernowitz, 12. Januar. In Czernowitz eingebrachte verwundete und gefangene Russen bezeichnen die russischen Verluste während der Offensivkämpfe als ungeheuer. Die eingetretenen kurzen Kampfpausen seien darauf zurückzuführen, daß alle von der Front nach Chotin führenden Wege mit Verwundetentransporten und durch die Bestattungen der Toten verlegt sind. Der russische Sanitätsdienst sei der überwältigenden Aufgabe nicht gewachsen. Es komme vor, daß Verwundete 36 und 48 Stunden hilflos liegen bleiben. Wegen des Mangels an hinreichenden Bahnanlagen mußten auf freiem Felde ambulante Sanitätsanstalten errichtet werden, die unter der Kälte und den mangelhaften Hilfsmitteln furchtbar leiden. Unter den Verwundeten sind viele Offiziere, darunter ein General und drei Obersten. Die Gefangenen sagen ferner aus, daß unsere weittragenden Geschütze die Verproviantierung der russischen Kampftruppen äußerst erschweren, stellenweise sogar unmöglich machen, und daß einzelne Truppenteile während des 16tägigen Kampfes keine Fahrküchen sahen. (Berl. Tbl.)

Der griechische Belagerungszustand.

Wien, 12. Januar. Das Volksblatt meldet aus Athen: Die Regierung erteilte bereits den Landesbehörden Anweisungen für die Handhabung des am 24. Januar, dem Tage der Kammereröffnung, zu erklärenden Belagerungszustandes über Griechenland. Der Mobilisierungskredit, den die Regierung von der Kammer fordert, beträgt 500 Millionen Drachmen. — Die amtliche Notifizierung der Blockade aller griechischen Häfen durch die Entente steht nach Athener Berichten unmittelbar bevor. Vor fast alle griechischen Häfen sind seit den letzten Vorfällen in Saloniki Kriegsschiffe der Ententeflotte stationiert, die die Beobachtung der Aus- und Einfuhr versehen. Infolgedessen ruht der griechische Handel vollständig und es beginnt in den Hafenstädten, besonders Corinth, ernster Mangel an Lebensmitteln einzutreten. (Nat.-Ztg.)

Neue Truppenlandungen im Golf von Orfano.

Basel, 12. Januar. Laut „Baseler Nachrichten" werden nach einer Londoner Meldung fortwährend große Truppenmassen im Golf von Orfano gleichzeitig mit schwerer Artillerie und Flugapparaten ausgeschifft. 200 000 Soldaten der Alliierten liegen in wohlausgebauten Schützengräben aus bestes ausgerüstet bei Saloniki. (Lok.-Anz.)

Die Kämpfe in Persien.

Von der russischen Grenze, 12. Januar. „Nowoje Wremja" meldet aus Teheran, daß die Kämpfe in Persien andauern. Die russischen Truppen sind unter den Befehl des Generals Barsatow gestellt worden, während der eigentliche Oberbefehl in den Händen des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch sich befindet und General Januschkewitsch als Chef des Generalstabes für den ganzen asiatischen Feldzug Rußlands verantwortlich ist. Die Seele des persischen Widerstandes befindet sich zurzeit in Ispahan. — Um den Sanitätsdienst im persischen Heere zu regeln, wurde dieser Tage vom persischen Nationalverteidigungskomitee eine Sanitätsabteilung geschaffen, die die Bezeichnung „Rote Sonne" führt. Die „Rote Sonne" wird Anschluß an das „Rote Kreuz" suchen und sich an sämtliche internationale Abmachungen dieses Instituts halten. Als Leiter der „Roten Sonne" wurde der Bachtiarenhäuptling Sardar-Assad ernannt. (Nat.-Ztg.)

Keine rumänische Mobilisierung.

(W. T. B.) Berlin, 12. Januar. Die vom „8-Uhr-Abendblatt" verbreitete Meldung von der Mobilisierung Rumäniens trifft nach Erkundigungen, die wir an zuständiger Stelle eingezogen haben, nicht zu.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191601137/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers.

(WB. T. B.) Großes Hauptquartier, 12. Jan.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Nördlich von Le Mesnil in der Champagne griffen die Franzosen unsere Stellung in einer Breite von etwa 1000 Meter an. Der Angriff zerschellte. Der Feind suchte eiligst unter unserem wirksamen Feuer in seine Gräben unzukommen. Eine Wiederholung des Angriffs wurde durch unser Artilleriefeuer verhindert.

In der südlichen Umwallung von Lille flog gestern früh das in einer Kasematte untergebrachte Munitionslager eines Pionierparks in die Luft. Die angrenzenden Straßen wurden natürlich in sehr erheblichem Umfange in Mitleidenschaft gezogen. Die Rettungsarbeiten haben bis gestern Abend zur Bergung von 20 Toten und 40 schwerverletzten Einwohnern geführt. Die Bewohnerschaft der Stadt glaubt, das Unglück auf einen englischen Anschlag zurückführen zu müssen.

Die vor einiger Zeit aus der Nähe des Bahnhofes Soissons entfernten Roten Kreuz-Flaggen wurden gestern bei unserer erneuten Beschießung der Bahnanlagen wieder gehißt.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Bei Tenenfeld (südwestlich von Illuxt) brach ein russischer Angriff verlustreich vor unserer Stellung zusammen. Nördlich von Kosciuchnowka warf ein Streifkommando russische Vortruppen auf ihre Hauptstellung zurück.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Nichts Neues. Oberste Heereleitung.

Zu den Kämpfen in der Champagne.

Aus der Fremdenlegion zum deutschen Heer.

Dem deutschen, bei Kriegsbeginn in Kamerun tätigen Ingenieur Max Kirch ist es gelungen, sich unter mannigfachen Mühseligkeiten, Gefahren und Leiden nach Deutschland durchzuschlagen, um seine Kräfte dem Vaterland im schweren Kampfe zu widmen. Mit einigen anderen Deutschen verließ er, als Duala vor der Uebergabe stand, das Schutzgebiet; das Schiff, auf dem sie die Reise antraten, fiel den Engländern in die Hände, und unsere Landsleute wurden in Accra interniert. Hier wurde es ihm möglich, zu entfliehen und Togo zu erreichen. Doch mußte er von seinem Plan, sich an die Küste zu begeben, absehen, da er von den deutschfreundlichen Negern erfuhr, daß die Kolonie bereits in der Gewalt der Feinde sei. Achtzehn Tage lang irrte er nun im Lande umher, bis er, von heftigem Malariafieber befallen, nicht mehr weiter konnte. Beim Erwachen aus langer Bewußtlosigkeit befand er sich in einer Negerhütte in — Dahomey. Er hatte, ohne es zu wissen, ganz Togo durchquert. An ein Entkommen war jetzt nicht zu denken. So nahm er Dienst als Kohlentrimmer auf einem französischen Dampfer: man beschäftigte ihn, zwar ohne Lohn, aber gegen Verpflegung, da er angegeben hatte, Schweizer zu sein. Wiederholte Bemühungen der Franzosen, ihn zum Eintritt in die Fremdenlegion zu bewegen, blieben vergeblich. Als aber in Dakar (Senegal) durch Anfrage auf dem Schweizer Konsulat die Entdeckung drohte, daß die Angaben über seine Nationalität falsch waren, ließ er sich anwerben. Nun ging es nach Europa. In Bayonne, wo er eingekleidet und ausgerüstet wurde, versuchte er, über die spanische Grenze zu entfliehen, wurde aber abgefaßt — und unter Freisprechung von der Anklage der Fahnenflucht disziplinarisch wegen falscher Benutzung des Urlaubspasses zu Gefängnisstrafe verurteilt. Was er dann weiter erlebte — es glückte ihm in der Champagne, von der französischen Front nach der deutschen herüberzukommen — sei hier nach seinen eigenen Aufzeichnungen wiedergegeben:

„Als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, war meine Willenskraft gebrochen. Voller Trübsinn kehrte ich in die Kompagnie zurück, die bald darauf nach Lyon versetzt wurde. Als in den darauffolgenden Tagen beim Appell noch Mechanikern mit guten Zeugnissen angeworben wurde, meldete ich mich und kam in die Maschinengewehrabteilung des Bataillons C der Fremdenlegion (1. Fremdenregiment), das zum größten Teil aus Tschechen bestand. Frohs, aus meiner früheren, meist italienischen (garibaldinischen) Umgebung herausgekommen zu sein, sah ich mir meine 22 neuen Kameraden der 3. Maschinengewehrsektion genauer an. In dieser aus 15 verschiedenen Nationen, natürlich mit Ausnahme von Deutschen und ihren Verbündeten, zusammengewürfelten Schar fiel mir gleich ein großer, blonder Rumäne durch sein besseres Benehmen auf. Er sprach Französisch mit ausgesprochen deutschem Akzent und hatte auch sonst für mich noch vieles Germanische an sich. Ich beobachtete ihn indessen und bemerkte bald, daß er nur ein verkappter Deutscher, wie ich, sein konnte. Wir wurden mit unserer Sektion nach dem 30 Kilometer von Lyon auf der Bahnstrecke Lyon—Genf gelegenen Schießplatz „La Valbonne" gesandt zur weiteren Ausbildung am Maschinengewehr. Dort hörte ich meinen verdächtigen „Rumänen", der nachts daselbst Strohlager mit mir teilte, im Schlafe Deutsch reden. Nun war ich meiner Sache gewiß. Am nächsten Abend, als wir einige Augenblicke allein waren, teilte ich ihm meine Entdeckung mit und stellte mich ihm als Leidensgefährte vor. Da entpuppte sich der Rumäne als guter Oesterreicher, und zwar als Sachsenbrünner Sachse. Er war auf einem österreichischen Handelsschiff gefangen worden und hatte sich, da er fließend Rumänisch sprach, als Rumäne ausgegeben, wurde aber trotzdem mit der gefangenen Mannschaft nach Marseille gebracht und dort nach langer Verdächtigung endlich freigesprochen. Da er keinen Paß erhalten konnte, um nach Italien zu entkommen, und er auch sonst ohne englische Hilfsmittel war, sah er sich gezwungen, die ihm ebenfalls angebotene Legion als Mittel zum Zweck zu benutzen, um sich nach Deutschland durchzuschlagen.

Nachdem ich ihm auch meine Geschichte erzählt hatte, beschlossen wir, gemeinsame Sache zu machen. Mit Sehnsucht gelobten wir uns,

in Not und Tod

stets einander beizustehen. Wohl selten, glaube ich, ist ein Bündnis zwischen einem Deutschen und einem Oesterreicher in solchen Verhältnissen abgeschlossen worden. Ich der ich vorher noch ganz entmutigt war, fühlte mich neu erstarkt in meinem Willenskraft, und schon drei Tage darauf unternahmen wir einen Ausflug durch den Schnee, dessen Bahn in der Ferne sichtbar wurde, wir lösten uns Eisenbahnkarten bis nach Pervoyes-St. Eloi und fuhren in den Zug Lyon—Genf, der in „La Valbonne" hielt, in der Absicht, mit diesem so nahe wie möglich an die Schweizer Grenze zu kommen, die wir dann zu Fuß überschreiten wollten. Leider wurden wir aber schon an der dritten Station nach unserer Abfahrt aufgegriffen, mußten aussteigen und wieder zurückfahren. Zum Glück hatte die Sache kein Nachspiel. Die Eisenbahnbeamten, denen gegenüber wir uns betrunken stellten und die deshalb die Sache nicht ernst nahmen, auch unsere Absicht nicht erraten konnten, erstatteten keine Meldung. Wir aber sahen ein, daß nach dieser Richtung hin nichts zu machen sei, und unser ganzes Bestreben war nur noch darauf gerichtet, an die Front zu kommen, der einzige und letzte, aber auch gefährlichste Ausweg.

Nach Lyon zurückgekehrt, gelang es uns, mit dem nächsten Transport des Bataillons nach der Champagne zur „Marokkanischen Division" zu kommen. Die Fahrt ging über Paris und Epernay nach Dizy-sur-Marne und von dort aus zu Fuß über Vouap, Verzy nach Verzenay, von dessen Höhen wir zum ersten Male die ganzen Schützenstellungen sahen und wo wir in unmittelbarer Nähe das Schlachtengetümmel mit anhören konnten. Von Verzenay kamen wir zuerst bis Reims in die Schützengräben und von dort aus in die Nähe des „blutigen Hexenfestes" vor Souain, wo die Winterschlacht tobte. Fünf Tage lang waren wir in vorderster Linie, an einer Stelle nur 45 Meter von den deutschen Gräben entfernt. Jeden Tag spähten wir nach einer Gelegenheit aus, überlaufen zu können, jedoch vergebens; kaum konnte man sich an einer Schießscharte sehen lassen. Die Gefahr zu beschreiben, die wir damals empfanden, ist mir nicht möglich.

Es war entsetzlich für uns, besonders wenn von deutscher Seite aus Tod und Verderben in die französischen Stellungen gesandt wurden. Auf französischer Seite von einer deutschen Kugel getroffen zu werden, das war unser schlimmster Gedanke.

An der Nacht vom 27. auf den 28. Februar kamen wir durch die fortwährenden Truppenverschiebungen wieder etwas näher an Reims, in den ruhigeren Abschnitt vor dem völlig zerstörten Prunay. Dort sollte es unglücklicherweise nur mir allein gelingen, am sechsten Tage zu den Deutschen hinüberzukommen. An dieser Stelle waren die feindlichen Schützengräben ungefähr 100 Meter voneinander entfernt, und die Flucht begünstigte. Das größte Hindernis war der 20—40 Meter breite, kreuz und quer gespannte Stacheldraht vor dem vordersten Graben. Um über diesen ungefährdet hinüberzukommen, bedienten wir uns einer Lift. In den Gräben lowohl auf deutscher wie auf französischer Seite war es nämlich Brauch, das Wild — Hasen oder Rebhühner, — das sich tagsüber vor und zwischen dem Stacheldraht umhertrieb, niederzuschießen. Am Abend, wenn die feindlichen Stellungen in der Dunkelheit verschwunden waren, wurde der Braten dann trotz des strengen Verbots, aus dem Graben zu steigen, von Wogebällen hereingeholt.

Der einzige passende Moment zur Flucht

war der Uebergang der Dämmerung zur vollständigen Dunkelheit. Bevor wir später flüchteten, konnten wir den zur Nachtzeit ausgesandten Horchposten und Schleichpatrouillen in die Hände fallen. So begaben wir uns denn in der Dämmerung durch einen Laufgraben zu einer kürzlich ausgeschaufelten und am weitesten vorgeschobenen Beobachtungsstelle, wo stets ein Doppelposten stand. Durch lockeres Sand-Sähren liefen sich die beiden Leute überreden, uns aus dem Graben und über den Draht steigen zu lassen, um, wie wir angaben, einen am Morgen geschossenen Hasen hereinzuholen. Sie forderten uns auf, schnell zu machen, damit kein Vorgesetzter uns dabei ertappe, und so beeilten wir uns denn, über das Hindernis zu steigen, was äußerst schwierig war. Als wir glücklich über den Draht waren, stellten wir uns, als ob wir am Boden umherstuchten, und entfernten uns so immer mehr nach den deutschen Stellungen zu. Das fiel den Posten auf; sie riefen uns zu, wir sollten zurückkehren, worauf wir zu laufen anfingen. Da wurde uns dreimal Halt zugerufen. Wir hörten nicht darauf und liefen nur um so schneller, um in der schützenden Dunkelheit zu verschwinden. Nun wurde von allen Seiten auf uns geschossen. Die Kugeln sausten uns um die Ohren; ein Querschläger riß mir das linke Epaulett weg und schlug mir die Schulter wund. In demselben Augenblick aber brach mein Leidensgefährte, der besser laufen konnte als ich und mich deshalb überholt hatte, plötzlich zusammen. In der Meinung, er sei nur gestrauchelt, wollte ich trotz des heftigen Kugelregens versuchen, ihn wieder aufzurichten, bemerkte aber gleich, daß er tödlich getroffen war. Er konnte mir noch mit schwacher Stimme zurufen: „Lauf, lauf!" Dann sank er vollständig zusammen. Es fällt mir schwer, diese Zeilen niederzuschreiben. Es war ein guter Kameraden, ich werde diesen schrecklichen Augenblick niemals vergessen können. Wie durch ein Wunder kam ich davon. Mantel und Mütze (Käppi) waren, wie sich nachher herausstellte, von 11 Kugeln an verschiedenen Stellen durchbohrt.

Wie ein gehetztes Wild rannte ich davon. Unaufhörlich pfiffen die Kugeln um mich her, bis ich in der Dunkelheit verschwand. Wie lange ich gelaufen bin, weiß ich nicht. Plötzlich stand ich aufs neue vor einem Wirrwarr von Stacheldrähten und „spanischen Reitern", diesmal aber auf deutscher Seite. Da wurde mit einem Male aus allernächster Nähe auf mich geschossen. In höchster Not schrie ich, so laut ich konnte: „Nicht schießen! Hier ein Deutscher!" Sofort wurde das Schießen eingestellt, doch dröhnte es mir drohend aus den verschiedenen Richtungen entgegen: „Halt! Stehen bleiben! Hände hoch!" Ich konnte immer noch keinen Menschen sehen. Nichtsdestoweniger riß ich meinen rechten Arm in die Höhe. Von hinter den Gräben aus rief mich eine Stimme, und plötzlich stand, wie aus der Erde gestampft, eine Patrouille vor mir, die mich in den schützenden Graben brachte. Da war es aber auch mit meiner Kraft zu Ende, und ich wankte. Nach einem stärkenden Trunk, von deutschen Kameraden gereicht, richtete ich mich wieder auf und wurde nach hinten in einen Unterstand zum Hauptmann geführt, dessen Brust das Eiserne Kreuz schmückte. Es war ein schlesisches Regiment, bei welchem ich so glücklich angekommen war. Dort erregte meine Ankunft viel Aufsehen. Nach dem Verhör gingen wie ein Lauffeuer die verschiedensten Gerüchte durch die Gräben und als ich durch diese weiter nach hinten geführt wurde, drangte es mich, allen Seiten entgegen: „Das hab' du fein gemacht, Kamerad!" Da packte mich ein solch unendliches Glücksgefühl, wie ich es zuvor noch niemals gekannt hatte. Ich vermeinte zu träumen, und in einem traumartigen Zustand flossen auch die darauffolgenden Stunden dahin. Ich weiß nicht mehr, wohin und vor wen ich nach geführt wurde. . . . Jetzt bin ich deutscher Soldat und gedenke als solcher noch weiterhin meine Pflicht zu tun."

Iverns Ende.

Die unglückliche Stadt Ypern, heute schon nichts anderes als ein toter Trümmerhaufen, soll nun völlig vom Erdboden verschwinden. So hatte, wie aus der Presse gemeldet wird, der Pariser Kriegsrat beschlossen, weil die Entente ihre Stellung im flandrischen Kampfgebiet dadurch zu verbessern hofft. Was an Kunstschätzen in Ypern noch vorhanden ist, das soll nach der gleichen Meldung nach Paris ins Petit-Palais gebracht werden.

So wird denn, wenn sich die Nachricht bewahrheiten und der Beschluß auch tatsächlich zur Durchführung gebracht werden sollte, eines der prächtigsten Bauwerke Belgiens zu bestehen aufhören und fürder nur mehr im Gedächtnis der Menschheit fortleben. Länger als tausend Jahre hat diese Stadt bestanden. Erhielt sie doch schon im Jahre 805 von Kaiser Karl dem Großen eine Gerichtsbarkeit. Das Wäldchen von Ypern, germanischen, und zwar jedenfalls sächsischen Ursprungs, war nicht nur heiter und lebenslustig, es war im frühen Mittelalter auch bereits außerordentlich gewerbliebig und im 12. Jahrhundert hatte sich Ypern zu einer der größten und bedeutsamsten Städte der damaligen Welt emporgeschwungen. Man sagt, die Stadt habe damals 200 000 Einwohner gehabt. Das mag übertrieben sein, und wahrscheinlicher ist es, daß Ypern in seiner Blütezeit nur 80 000 Seelen beherbergt hat. Aber auch das ist für jene Zeit viel und die fünffache Volkszahl, die die Stadt bei Ausbruch des Krieges zählte. Die Yperner Tuchwirkerei hatte damals, vor 800 Jahren, Weltruf: Kaufleute aus Spanien, aus England, aus der Lombardei besuchten die Stadt und auf ihren Messen muß dazumal ein babylonisches Sprachengewirr geherrscht haben. Yperner Tuche wurden in anderen Ländern getragen und galten als die feinsten. So strömte in der westflandrischen Stadt ein für jene Zeiten unerhörter Reichtum zusammen, der freilich durch das damit verbundene, immer üppiger werdende Wohlleben der Bevölkerung den Verfall des Gemeinwesens beschleunigte, zumal daneben auch noch der Neid der Nachbarn, besonders der schon damals habgierigen Engländer erregt wurde. Aber man wußte sich zunächst durch eine starke Befestigung der Stadt vor Angriffen zu schützen und man stattete das Gemeinwesen mit Bauten aus, die Jahrhunderte hindurch bis in unsere Tage das Entzücken der Kunstfreunde erregt haben. Die großartige St. Martins-Kathedrale war der reichste Bau flandrischer Gotik. Lebertroffen an Herrlichkeit waren die dieser Gotteshaus, der durch die weltberühmten Tuchhallen, der großartigste Monumentalbau der ganzen Niederlande. Im Jahre 1200 beginnend, wurde das in seiner edlen Harmonie und in seiner künstlerischen Ausgestaltung einzig dastehende Bauwerk im Jahre 1304 vollendet. Ein hundsig Meter hoher Belfried krönte den gotischen Wunderbau, der trotz aller Stürme, denen Ypern im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen ist, bis zum Beginne der Kämpfe in Flandern im Herbst des Jahres 1914 unversehrt erhalten werden konnte. Der hohen Blüte Yperns hatten freilich schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts die mit den Genten verbündeten Engländern ein Ende gemacht: der schwarze Tod und eine achtmonatliche Belagerung durch die Spanier im Jahre 1584 verletzten ihr den Rest. Ypern verödete. Die Tuchwirker waren ausgewandert und hatten sich anderwärts, zum Teil in England niedergelassen, wo sie die Begründer der englischen Webwarenindustrie wurden. Die imposanten Hallen waren verödet: menschenleer waren die weiten Plätze und langen Straßen. Bis zuletzt hatte Ypern allerdings noch den Weichbildumfang aus der Zeit seiner Größe. Aber in der weiträumigen Stadt lebten zuletzt nur noch 17 000 Einwohner. Längst haben auch diese die zu einer Ruinenstadt gewordene Stadt verlassen: nun wird man auch noch die Ruinen beseitigen, und neue Strömme Blutes werden die Gefilde düngen, wo einst Westflandern's schönste Stadt gestanden hat.

Einweihung eines Gefangenenfriedhofes in Deutschland.

(Bericht eines französischen Geistlichen.)

Einen schönen Beweis für die Fürsorge, die deutsche Behörden dem körperlichen und geistigen Wohle der Kriegsgefangenen zuwenden, bietet der nachstehende Bericht eines französischen Geistlichen über die Einweihung eines neuen Gefangenenfriedhofes in einem großen deutschen Kriegsgefangenenlager. Der Bericht lautet in der Uebersetzung:

„Man darf es uns nicht übelnehmen, wenn wir bei Beginn unserer Internierung die Frage stellten: „Was wird wohl die Gefangenschaft mit sich bringen?" Wir wurden plötzlich aus unserer Heimat und unseren Gewohnheiten herausgerissen und in fremdes Land versetzt. Wir wußten und in neue Verhältnisse einleben. Der Anfang war sehr schwierig, die Disziplin streng. Und dabei verstand man sich so schlecht. Doch fand man Zeit und Muße, Beobachtungen anzustellen und die Verschiedenartigkeit der Charaktere näher zu betrachten. So lernte man sich gegenseitig kennen und schätzen. Es wurde getadelt und gerühmt. Aber allmählich verschwand das allgemeine Mißtrauen. Wir fingen an der Erkenntnis gelangt, daß die Deutschen hervorragende Eigenschaften besitzen: Schaffensgeist, Intelligenz, Ausdauer, Großmut.

Um nur letztere zu besprechen, denn der heutige Krieg gibt unerschütterliche Beweise zur Begründung der eritgenannten, so haben wir manche Beispiele vor Augen. Die deutsche Militärbehörde hat, in aufrichtiger Hochschätzung unserer gefallenen Krieger, einen neuen Friedhof anlegen und ihn feierlich still, pietätvoll nimmt sich dieser aus, von hohen Kiefern trauernd umschattet! Die Gräber sind gut gepflegt, mit Kreuz und Inschrift geschmückt und gekennzeichnet. Es wurde uns großmütig gestattet, ein Denkmal in seinem Innern zu errichten. Die Einsegnung dieser Erinnerungssäule erfolgte. Sehr viele Leute hatten sich der Herr Generalstab und sein Offizierkorps bei der Feier benommen. Die Komandantur legte einen prachtvollen Perlenkranz auf dem Sockel des Denkmals nieder. Wir sind stolz ob solcher Ehrenbezeugungen, denn sie gelten ja unserem tapfern Heere, welches sich den Feinden nicht durchdrungen, kehrten wir von der weihevollen Stätte zurück.

Ein stiller Herzenswunsch blühte in unserem Innern auf. Wir gedachten unserer zuerst gefallenen Kameraden, die auf dem Siechtriedhofe begraben lagen. Wir sehnten uns danach, diese mit den übrigen Kriegern auf dem Militärfriedhofe vereint zu wissen. Die Ueberführung erwies sich als schwierig. Dennoch haben die Militärbehörden nicht nur unserem Wunsche mit anerkennenswertem Entgegenkommen entsprochen, sondern sie haben noch eine Feier veranstaltet, die uns tief zu Gemüte ging und in steter dankbarer Erinnerung in unseren Herzen eingeprägt bleibt. Am Sonnabend ging ein langer Zug Kriegsgefangener Franzosen und Russen, an ihrer Spitze der französische Klerus, nach dem Friedhofe. Hier erwartete uns eine angenehme Ueberraschung. Der Lagerkommandant mit seinem Adjutanten, der Lagervorsteher, sowie mehrere Herren Offiziere der Kommandantur, der Oberarzt des Lazaretts, der Pastor der evangelischen Gemeinde der Stadt, der Garnisoninspektor waren zugegen. Es erklangen nun die weihevollen Töne der deutschen Militärmusik-Kapelle. Das war eine stimmungsvolle Einleitung zum hehren Gottesdienst. Alsdann betrieb der französische katholische Pfarrer, Abbé Guermann, den in Frühopfer neben den Gräbern errichteten Altar und las die heilige Messe für die gefallenen Krieger. Er wurde in seinem Amte assistiert von einem anderen französischen Geistlichen, Herrn Abbé Bernardin. Während des Meßopfers trug der französische Chor den Introitus, Dies irae und mehrere andere religiöse Gesänge vor, begleitet von Harmonium- und Violinspiel. Nach einer Ansprache erfolgte die Niederlegung geschmackvoller Kränze. Sie waren von der Kommandantur bestellt und für jedes Grab einer gestimmt. Der Herr Major legte den ersten Kranz auf ein Franzosengrab nieder, sein Adjutant einen solchen auf ein Russengrab. Eine Ansprache in russischer Sprache durch den Vertreter der russischen Kameraden beschloß die Feier. Unsere gefallenen Krieger, unsere ganze Armee, werden von deutschen Offizieren geachtet und geehrt! Und diese Ehre fällt auf uns zurück! Wir sind der Lagerverwaltung zum größten Dank verpflichtet und unsere Erkenntlichkeit wird mit uns erst im Grabe endigen. . . .

Wir haben eingesehen, daß die Lagerverwaltung aus Gerechtigkeitsliebe handelte. Denn sie hat jene großartige, stimmungsvolle Feier für uns veranstaltet zum Zeichen ihrer Hochachtung unseren gefallenen Brüdern gegenüber, nicht durch sentimentale Gefühle angeregt, sondern aus persönlicher Ueberzeugung. Der deutsche Geist empfindet allermärts das Bedürfnis, Ritterlichkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen. Die Redlichkeit blüht im deutschen Blute. Der Wahlspruch der Deutschen lautet: „Ehre, dem Ehre gebühret!" Und so sagen wir auch den Deutschen gegenüber: „Ehre, dem Ehre gebühret!" Es wäre von höchstem Werte für den allgemeinen Weltfrieden, wenn Deutschland und Frankreich brüderlich Hand in Hand gingen, wenn aufrichtige und treue Freundschaft die Herzen beider Nationen vereinen würde. Wir hoffen fest, daß nach diesem Kriege die beiden Länder sich verlöhnen werden, um alsdann ungestört das gemeinschaftliche Wohl beider Nationen befördern zu können. In Anbracht unseres heutigen Denkens und Fühlens scheint unsererseits ein solcher Umschlag nicht ausgeschlossen. Wir sehen mit Vertrauen der Zukunft entgegen!"

Kriegsallerlei.

Wir kriegen sie doch . . .

Folgendes Geschichtchen hat sich in der Schule einer kleinen märkischen Gemeinde zugetragen:

Der Lehrer, ein alter Herr, der gern an alles seine philosophischen Betrachtungen knüpft, gibt den Schülern der untersten Klasse die Diktatheft zurück. Eben steht er vor seinem Lieblingsschüler, aber er schaut recht betrübt drein; denn dieser prächtige Abschäufer hat mit bösbärter Beständigkeit das Wort Krieg mit einem ck am Ende geschrieben. Sanft tadelnd, hält er ihm seinen Fehler vor, umzuckert die Pille aber und meint: Vielleicht hat du heinahe recht mein Junge; dieses Kämpfen in Schützengräben, dieses Eingraben und Leben in Unterständen ist wahrhaftig eine Kriegerei.

Da ruft der Schmied Schmuckmüller, der den Worten seines Herrn Lehrers wohl gelauscht hat, mit eins dazwischen: „Man keene Bange nich, Herr Lehrer, wir kriegen sie doch."

Und so war die Ehre gerettet; der kleine Bengel hat die falsche und richtige Schreibung mit seiner Bemerkung in das schönste Verhältnis gebracht; und selbst der grauhaarige Magister lächelt dazu und meint, Eduard Schmiedmüller sei ein Schwerenotskerl. h.

Ein wahres Geschichtchen.

„Aber Schorsch", sprach der Vater verwundert zu seinem Sohn, der feldmarschmäßig vor ihm stand und sich verabschiedete, „du wirst doch den Hausschlüssel nicht mit ins Feld nehmen!" „Warum denn nicht", erwiderte Schorsch, „man kann ja nicht wissen, ob ich ihn nicht gebrauche, ich trenn' mich von meinem Hausschlüssel nicht", sprach er und stig, er nahm ihn mit.

Zehn Monate war Schorsch schon draußen: er hatte tapfer gekämpft und war vielen Gefahren glücklich entronnen, ha bekam er unvermutet rasch Urlaub, so daß er die Seinigen gar nicht mehr davon benachrichtigen konnte. Mitten in der Nacht kam Schorsch vor dem Vaterhause an, er öffnete mit dem Schlüssel, der auch den Korridor sperrte, die Türen, begab sich recht geräuschlos, um seine Angehörigen nicht im Schlaf zu stören, in sein Zimmer, und legte sich ins Bett.

Als die Mutter am Morgen vor seinem Zimmer vorüberging, dachte sie, wie immer bei dieser Gelegenheit, besonders lebhaft an den teuren Sohn, da hörte sie zu ihrem Entsetzen einen Menschen im Zimmer ihres Sohnes schnarchen. Schnell weckte sie den Gatten, der bewaffnete sich mit dem Revolver, holte noch einen Hausgenossen zur Hilfe, und nun drang die kleine Schar todesmutig zu dem vermeintlichen Einbrecher ein.

Schorsch war inzwischen durch das Geräusch aufgeweckt, er erhob sich etwas aus seiner liegenden Stellung und sprach seelenruhig, als ob er von einem kleinen Ausflug zurückgekehrt sei:

„Ich bin's nur, der Schorsch." Max Heckel
(Siller Kriegsztg.)

Genesung.

Nur zog gewöhnte sich mein Fühlen
An meiner Wiederkehr:
Nun streicht der Lenz mit kärtlich kühlen
Händen die Wimpern; die sich schwer
Dem neuen Tag entgegenhoben.
Still: von den schwanken Birkenzweigen,
Die sich im tiefen Blau verwehen,
Tropft durch das schattenlose Schweigen
Der Amsel unverhofftes Lied —
Ein Gruß aus lang entmöhnten Leben.

Mit plötzlichem Erinnern fliegt
Mein Denken über Winterkälte
In blaß entschwund'ne Zeit zurück:
Einst lag auf bronzebraunem Felde
Des Herbstes wehmutvolles Glück,
Als wir mit rasch gewecktem Mute
Die Gräben stürmten, Mann für Mann.
Da lag ich schwer in dunklem Blute
Und lauschte, wie es rann — und rann,
Und hörte die Geschütze grollen
Und wie sich fern die Schlacht verlor . . .
Und dann die weichen, friedevollen
Töne der Amsel sah am Ohr!
Und immer nur die süßen Lieder,
Bis Nacht um meine Augen sank — —
— — —
Wie lange lag ich bleich und krank
Und starrte zweifelnd auf mich nieder?
Nun hör' ich Dich, mein Vogel, wieder
Und seh' die blanke Sonne glänzen
Und werde meiner selbst bewußt;
Und Dankgebete ohne Grenzen
Weiten die eingesunk'ne Brust.

Ernst Ludwig Schellenberg in der Ersatz. Kriegsztg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191601137/fragment/page=0002